**Zeitschrift:** Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft =

revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

**Band:** 24 (1980)

Heft: 2

Artikel: Über das Sammeln von Autographen

**Autor:** Schwarz, Walter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-388361

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 22.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## WALTER SCHWARZ (ZÜRICH)

## ÜBER DAS SAMMELN VON AUTOGRAPHEN

Für Günther Mecklenburg (J. A. Stargardt), Marburg, dem Senior der deutschen Autographenhändler

I

Über das Sammeln von Autographen ist vieles geschrieben worden. Aber noch immer nicht alles. Manche glauben, man sei ein Sammler, wenn man etwas sammelt. Sie irren. Nur der ist ein wirklicher Sammler, der mit Geld und Gemüt verzehrender Leidenschaft Dinge zusammenträgt. Man erkennt sie auf Versteigerungen; wenn sie, mit besessener Entschlossenheit, ihre Hand solange hochrecken, bis der begehrte Gegenstand ihrer geworden ist. Die abgeschlagenen Konkurrenten fluchen unhörbar in sich hinein. Dies ist nicht die Art des Nichtsammlers. Seine Zeit kommt etwa, wenn zwischen zwei hart umkämpften Positionen des Katalogs eine Pause der Erschöpfung und der Erwartung eintritt. Die Aufmerksamkeit läßt nach. Eine Wolke der Ermüdung lagert über dem Saal. Ein interessantes Stück wird ausgerufen. Blitzschnell wird die Hand hochgeworfen. Und ehe noch jemand etwas gemerkt hat, ist das Stück wegstibitzt. Direkt heimtückisch, sagt der Platznachbar. Warum eigentlich, sagt der Scharfschütze.

II

Es gibt viele Wege, die zum Sammeln von Autographen führen und verführen: Interesse an der Person, am historischen Hintergrund, an der Investierung von Geld und schließlich auch an der Schrift. Autographen unserer Zeit werden sehr selten sein. Man tippt, läßt tippen, telegraphiert und telephoniert. Nur noch Testamente werden als einsame Erzeugnisse der Handschrift gehandelt werden. Um so wertvoller werden die

Relikte der Zeit sein, als man den größeren Teil des Tages schrieb.

Das graphologische Interesse allein rechtfertigt noch nicht den Aufwand für den Erwerb eines Autographs. Es kann mit einer guten Reproduktion billiger befriedigt werden. Rechtfertigend ist vielmehr allein die Originalität des Stücks, seine Einmaligkeit. Man hält ein Stück Papier in der Hand, über das etwa Karl V. seine Feder hat gleiten lassen, das er gesiegelt und gefaltet und verschickt hat. Und keine Reproduktion kann die Art und den Zustand des Papiers, die Farbe der Tinte oder die Kratzspur der tintenlosen Feder wiedergeben. Diese Einmaligkeit inspiriert. Man tut sich in der Geschichte um: im Makrokosmos der Zeit, im Mikrokosmos des Schreibers. Man erlebt Geschichte.

Das hat mit professioneller Arbeit nichts zu tun. Es ist engagiertes Lesen; aber am Ende steht nicht ein Buch oder ein Artikel. Es ist ein der Arbeitsfron enthobenes vergnügtes Lesen.

#### III

Bevor alles dies sich abspielt, muß das Autograph gekauft oder ersteigert worden sein. Das hat unbestreitbar etwas mit Geld zu tun. Bei den Auktionen der Autographen geht es nicht so hektisch her wie bei den Kunstauktionen. Autographensammler sind ein friedfertiges, kleines und exklusives Völkchen. Händler und Amateure halten sich die Waage. Man kennt sich. Oft weiß der eine, wegen welchen Stückes der andere angereist gekommen ist. Museumsleute mit gut gefüllter Tasche sind ebenso gefährlich wie Händler mit schwergewichtigen Auftrag-

gebern. Es geht sehr ruhig zu. Es wird – außer auf dem Auktionstisch – nicht gesprochen. In der ersten Reihe wird nicht einmal die Hand erhoben: man nickt nur. Ein Ritual.

### IV

Da gibt es einen Brief in lateinischer Sprache von Martin Luther an seinen Freund Hieronymus Baumgärtner vom 15.Oktober 1524 (Abb. S. 90). Die (eigene) deutsche Übersetzung lautet:

«Gnade und Frieden im Herrn. Auch Dich, mein Hieronymus, muß ich, inmitten der Menge von Armen, in Anspruch nehmen. Dieser junge Mann, Gregor Keser, will irgendwo eine Stellung und erbat von mir Briefe an irgendjemanden in Nürnberg. Obwohl ich ihm aber keine Hoffnung gemacht habe, weil ich weiß, daß dort alles voll ist, habe ich ihn dennoch reisen lassen, in Gottes Namen, der auch die Raben nährt. Übrigens, wenn Du Deine Kaete von Bora behalten willst, beeile Dich, bevor sie sich mit einem anderen verbindet, der zur Hand ist. Noch hat dieser Deine Liebe nicht besiegt. Ich würde mich wirklich freuen, wenn Ihr zwei einander heiraten würdet. Leb wohl.

Wittenberg, 12.Oktober 1524.

Martinus Luther.»

Die Rückseite:

«An Hieronymus Baumgartter, junger Mann in Nürnberg, hervorragend durch Frömmigkeit und Bildung, in Christo gegrüßt.»

Das Siegel ist, wie sehr oft, von roher Hand herausgerissen. Man hielt es früher für kostbarer als den Text.

Dieser Brief war am Ende des 18. Jahrhunderts im Besitz von C. G. von Murr in Nürnberg. Er bot ihn, zusammen mit anderen Briefen Luthers, in seinem «Neuen Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte», II 289, im Jahre 1799 zum Kauf an. 1804 wurde ein Teil des Briefs von ihm faksimiliert in seinen «Chirographa personarum celebrium» veröffentlicht. Es ist anzunehmen

und auch zu begrüßen, daß der Brief dereinst ein Museum zieren wird.

Auf den ersten Blick erscheint die Handschrift fast unzugänglich. Nur einige Großbuchstaben am Wortbeginn sind sofort zu erkennen. Das große K im Namen Keser (zweite Zeile von oben) und bei Kaete (sechste Zeile von oben) ist seltsam verschnörkelt. Das kleine e sieht einem r ähnlich. Das kleine u trägt zwei Pünktchen, das kleine v ebenfalls. Es braucht Zeit, diese Handschrift zu lesen. Sie hat sich im Laufe seines Lebens nicht verändert. Im Alter werden die Aufschwünge des großen V ausgeprägter. Das Schluß-r im Namen wird groß geschrieben, und ein D für Doktor angehängt.

Diese Handschrift ist die eines Mönchs, der sein Leben lang nicht sehr viel anderes getan hat als schreiben. Die Schrift ist klein, fast zierlich; denn nur eine zeitsparende kleine Schrift kann das Gebirge an Schriftgut bewältigen, das abzutragen Luther sich auferlegt. Schreiben ist ihm eine unentbehrliche Lebensäußerung. Das Schriftbild ist großzügig und weitläufig. Es ist klar gegliedert. Die unvorstellbare Wucht seiner Gedanken hat auf seine Schrift nicht eingewirkt.

Der historische Hintergrund: Luther war ein entschiedener Gegner des Zölibats geworden. Es sei gegen göttliches Gebot und wider die Natur. Mönche und Nonnen nahmen die Botschaft auf und liefen in Scharen von den Klöstern weg. Im Zisterzienserkloster Nimbschen bei Grimma (nahe Leipzig) wollten zwölf von vierzig Nonnen ausbrechen. Sie nahmen mit Luther Verbindung auf. Ein Bürger aus Torgau (an der Elbe), der das Kloster mit Heringen belieferte, fuhr mit zwei anderen Helfern vor das Kloster, half den Nonnen über die Mauer und versteckte sie in seinem Planwagen. Zu Ostern 1523 kamen sie in Wittenberg an. Manche kehrten zu ihren Familien zurück. Aber nicht alle Familien wollten die Mädchen zurück haben. In kinderreichen Familien wurden die Kinder, die man nicht mehr ernähren konnte, in ein Kloster gesteckt. Zu dieGrana & purp in domino. Gram 2. mi Haronyme, roper who in multipadure purper ins. Her himsning Gregorius Bello pent abundi rondensum i & in me broad popularine ad whaparin Murinderson. Gram and pur um pri ithis face rom. and forein onina doug plana. I minion in des minima Munio, giris cham corinot papers. Caterium fi modame. gim bran ham a fora summe. mahara farining and albert washing or mandre of. Mardini vivis amorem sin degre certe with many romalis of. Mardini vivis amorem sin degre fig. Dobars 1 5 2 4

Brief Martin Luthers vom 15. Oktober 1524 an Hieronimus Baumgärtner.

sem Zweck hatte man, und hatten frühere Generationen, großzügige Stiftungen gemacht. Eine der Nonnen war Katharina von Bora, aus einem verarmten sächsischen Geschlecht des Kleinadels. Ihre Mutter war tot, ihr Vater verheiratet. Sie hatte kein Zuhause mehr. Sie war 26 Jahre alt und für damalige Vorstellungen ein spätes Mädchen. Zwei Jahre lang tat sie Hausarbeit. Sie war nicht gerade hübsch, aber hatte ein interessantes, typisch slawisches Gesicht. So malte sie Lucas Cranach. In Wittenberg studierte damals ein Nürnberger Patriziersohn, Hieronymus Baumgärtner. Sie verliebten sich. Aber seine Eltern wollten keine mittellose weggelaufene Nonne zur Schwiegertochter. Er wurde in Nürnberg standesgemäß verheiratet. Aus dieser Zeit stammt der Brief. Er blieb folgenlos. «Zur Hand» aber war nicht etwa Luther selbst, sondern ein Pfarrer Glatz, den Katharina durchaus nicht haben wollte. So entschloß sich Luther, damals 42 Jahre alt, sie zu heiraten. Es war keine Liebesheirat. Und gewiß keine Vernunftheirat. Aber wohl eine Gewissensheirat. Luther fühlte sich für sie verantwortlich. Außerdem glaubte er damals, die Kirche werde ihn bald als Ketzer verbrennen, und es gab hinreichend Beispiele dafür. Vor sei-

nem Märtyrertod wollte er eine Familie gründen.

Es wurde eine gute Ehe. Aus Verantwortungsgefühl wurde Zuneigung und Respekt und dann auch Liebe. Sie wurde die «Frau Doktorin», und manchmal adressierte er sie spaßhaft als «Lieber Herr Käthe». Sie war eine glänzende Hausfrau und später auch Gutsbesitzerin. Ihr Hauswesen war die Grundlage des deutschen protestantischen Pfarrhauses, dem ein guter Teil der deutschen Literatur und noch vieles mehr zu verdanken ist.

# ABBILDUNGSLEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

1 Hieronymus Baumgärtner (1498–1565). Kupferstich von Johann Pfann.

2 Katharina von Bora (1499–1552). Radierung J.E. Haid (1782) nach dem Porträt von Lucas Cranach (1525).

3 Autograph von Moses Mendelssohn; vgl. die Wiedergabe der Textabschnitte in der «Berlinischen Monatsschrift» vom Juli 1783, Abb. 5.

4 Moses Mendelssohn (1729–1786). Stich von Johann Gotthard von Müller nach einem Gemälde von Johann Christoph Frisch.

5 Titelseite der «Berlinischen Monatsschrift» von 1783 und Textseiten entsprechend dem auf Tafel 3 wiedergegebenen Autograph von Moses Mendelssohn.



ORIBERG: TRIUMILIANIAN SERVICE SERVICE

PAUMGARTNER SEN: REIDING

OB:BE:INCHIO

ET. 68# HIEROVINULS

Si quis amans PATRIR PATER unquemojoriis HICillie est.

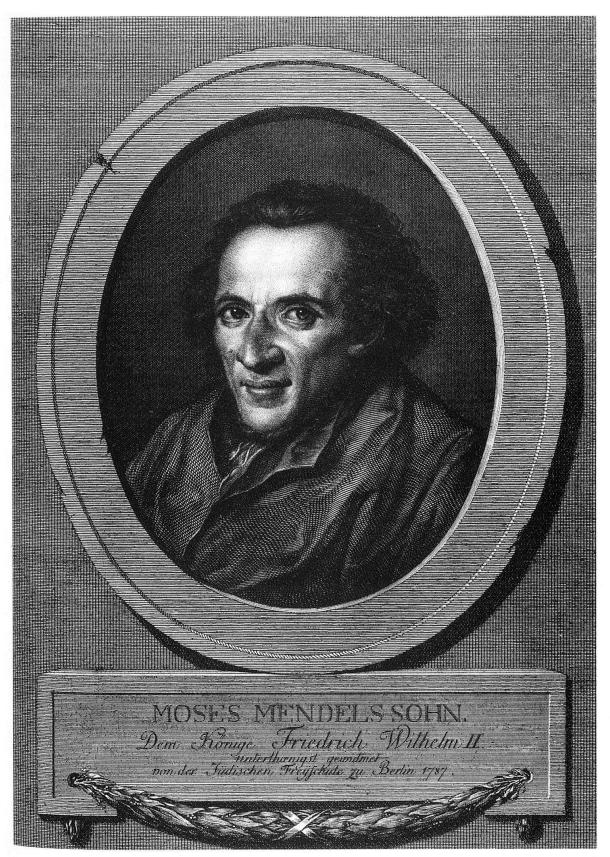
pasfus, pro PATRIR, Jumma pericla, bono. Nabilif Familianmant, Chiruttem CRSAR fuit admiratus, et omnes rerinadorositifulior F. Solamondial Chilery.

Solamondial Chira, Solamondial Chi

S. C. Hand Soulp. Aug. 140.1782.

Si rute in little light to Mayfue Vist. Man wind holomator . to Tugard Morler I gran unft for Wholf also Inf all Moly . Mys Of Configure for if within Pan if with with wine follwhish to gets in Sights who floty . hop intolerant July fryg fifth Manulast worder vind! weefs wing live women The four yother alm all Sunt God fifgen well wortfishing. about raifud Theyou! Boft you, wil byto yould, bujto for him to Soft will , voig villlightlife Bush : and wer whifm wish outer Lyfe Muzefrien zeperskyt wich Thate Michanif ware Jamen 30 Sufe the Jefore separate the state of the work of the Mufelfahing afforing file, Aff to man in Mary for me the Warfelf lands. If fair wain Free such fair all gate, had and be lefter non the raifords, ring the forty norf row Wood! This New a defends near higher lefter bywouries?

And will the Mars law Reflowing Frontain , wou in show byther four for horizon of the work of the Marsh from the work of the Marsh of the Spining wing, we fare her for front of the Spining wing of the work of the Marsh F, kan Links way I - Univellow fit to mobile jung, me Tyle of mort for fan min try leading to any hour and I In num you're Monglands. Si Habbin fago: In May's fundyed wie , wow wift aim gift In Narrafied in ifo tylafor. also don't wife viveling ligeonies. redely Son afruin ? I in signer Jourthrold Moses Mendels forms. Die Enguigal am 22 April 1842 In Bucker Joseph Mucheerfoly



## Berlinische

# Monatsschrift.

Berausgegeben

F. Gedife und J. E. Bieffer.

3meiter -Banb. Julius bis December,

Berlin, 1783. Bei haube und Spener. Die tann ein Gut, bas mir verfprochen, fein Hebel, bas mir angebrober wird, mich meinen : gefäßten Entichluf andern machen? Wenn teine Wirfung ber Bewogungegrande auf den Willen ! unausbleiblich ift, woran liegt es benn, baf fie gumeilen wirtitch erfolgt, daß fie nicht immer

Die Moral, fagt Ihr Freund, wird eine Urt von Mechanif. Ja, wenn man fich fo ausdrut. ten will; aber, mit dem Unterfchiede, baf in ber moralifden Dechanit bie Erfenntnig des Guten und Bofen, in ihrem gangen Umfange und nach. allen Graben-ber Erleuchtung, das einzige Eriebi wert ausmacht, die erfte und legte Rraft der Das fdine ift. Das Gute, bas ich begehre, verlange, wuniche, ermarte, ift die Federtraft; und mein Wille, meine Steigung, mein Inftintt das Rat, berwert, bas durch Borficllung oder Empfindung von jenem in Opiel gefett wird.

Man wird toleranter. Die Tunend vers liert givar nicht ihren Werth, aber boch allen Stolz. Diese Konsequeng febe ich nicht ein. Rann ich nicht auf meine Ertenntnif bes Guren und Bofen eben fo folg, eben fo intolerant fein, als auf ein blofes, eigenfinniges Belieben, welches burch teine meiner guten Eigenschaften veranlage

Der Jorn Gottes über alle Gunde lagt fic gar wohl vertheidigen. - Doch diefe Ererterung führet gu blogen Wortgrubeleien.

Uber rachende Strafen, Genugthung ber beleidigten Gottheit durch Strafen, Bofes thun weil Bofes gefchah, Bofes um des Bo: fen willen, emige willführliche Strafen ! -Auf allen Dachern muß wider diese Ungeheuer gepredigt werden: Welcher Migbrauch ware bavon zu befürchten? Migbranch, der bas Erspriess rithe, bas Wohlthatige aufmoge, bas ber Denfc bier in ber Bahrheit findet? 3ch fur meinen Theil bante für alles Gute, was aus der Lohre von bet tichenden, emigen Befrafung entfanden felu

Roch ein Wort! Sind Marr und Schurfe nach dieser Lebre Synonimen? In einem gewissen Berstande. Die Nabinen fagen: Der Meisich stündiget nie wenn nicht ein Geist der Narrheit in ibn gefahren ift. Aber mie alle Synonimen, find fie beemegen nicht rollig einerlei. Mangel des Ertenntniffes ift es im Grunde bet beiden; jenem fehlte an Erfenntnif bes Wahren, biefem an Erfenntnif bes Guten. Diefes mache einen Unterichied in den Befinnungen, die mir gegen fie haben.

Der Darr tann Mchtung, tann Liebe verbienen, wenn in bem Suftem feiner Begehrungevermogen harmonie ift, wenn feine Bunfche, Eriebe, Bers 21 5

( 10 )

laugen, Begierden und Berabichenungen gur Bolls tommenheit übereinstimmen, mit ber Bestimmung des Menfchen übereinfommen: - wenn er ein; guter Larr ift. Beim Schurfen liegt Dishars monie in dem Spfiem der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit, swifchen Erieben und Bewegungsgrunden, verfehre ter Einfluß der Begierben auf Bernunft: volltommenheit, welche Digbilligung, Diffallen,

Berachtung u. f: w. erregt.

Beide haben unfer Mitleiben. Bir bebauern den Marren, daß er ein Marr, und ben Schurfen, daß er ein Schurte fet; und, wenn fie leiden, fo fympathifiren wir mit ihnen; aber unfer Erbarmen hat nur der Darr, nicht allezett ber Schurfe. Dies fen fuchen wir nicht immer von dem Hebel gu-befreien, bas er leidet. Die Empfindung fagt uns juweilen, bag er es verdiene, und die Bernunft ertlart biefe Borte babin, bag bas Leiden ju feiner Befferung gereichen tonne; indem es auf bas Er-Fenntnif bes Guten und Bofen Einfluß hat. mo ber Gis feiner Geelenfrantheit ift. Go wird ber Bundarzt mit feinem Patienten Mitleiben haben, und vielleicht Thranen vergießen über bie Ochmergen, Die er ihm verurfachet; aber erbarmen barf er fich feiner nicht, wenn er burch biefe Schmere, gen ihn gu heilen hoffet. Der Marr hingegen tann nicht durch Leiden furirt werben. Der Gib feines, Seelenubels ift nicht bas Erfenntniß bes Guten

Rund 250 Jahre später sitzt ein kleiner, etwas buckliger Jude, der die Geschäfte eines Berliner Seidenfabrikanten führt, am Schreibtisch und hat im Augenblick nichts zu tun. Er nimmt sich einen erledigten Geschäftsbrief und schreibt auf dessen freie Rückseite einige philosophische Passagen (Abb. 3). Er heißt Moses Mendelssohn, ist 52 Jahre alt und gehört schon damals zu den Berühmtheiten Berlins. Der Geschäftsbrief handelt vom Ankauf von Organza-Seide. Er stammt vom 27. Februar 1780. Das Fragment ist Teil eines Aufsatzes über die Willensfreiheit und erschien im Juli 1783 in der «Berlinischen Monatsschrift». Veranlasser dieses Aufsatzes war der Schriftsteller und Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai. Er hatte einen Freund gebeten, in einer Zuschrift den Wunsch auszudrücken, daß Mendelssohn sich über dieses Thema äußern möge. Der Text des Fragments ist ohne Änderungen abgedruckt worden, nur das letzte Wort «Dixi» fehlt im Druck. Es erschien dem Autor entbehrlich und wohl auch zu prätentiös. Er war der bescheidenste aller Menschen. (Siehe Abb. 5.)

Er dachte und philosophierte so, wie man atmet, ohne Unterlaß. Einer seiner Söhne, der Bankier Joseph Mendelssohn, schenkte das Blatt einem Geschäftsfreund in Paris und schrieb dazu, sein Vater habe jede freie Viertelstunde dazu benutzt, sich mit «littérature» zu beschäftigen (für Joseph war alles Geschriebene «littérature»). Dann habe er das erste leere Blatt Papier ergriffen. Der Pedant Joseph hat leider das vorliegende Fragment wie auch die Rückseite mit dem Zusatz verunziert, die Vorderseite sei von seinem Vater geschrieben, die Rückseite jedoch nicht. Der Schreiber der Rückseite, der spätere Schwiegersohn Veit, hatte so oft die Handschrift von Moses Mendelssohn kopiert, daß seine eigene Handschrift ganz mendelssohnisch wurde. Seine Söhne wurden Christen und machten sich als Maler der Nazarenergruppe einen Namen.

Moses Mendelssohn kam als Dreizehnjähriger aus Dessau nach Berlin. Sein Vater war Thora-Schreiber (Thora = Pentateuch). Die Thora wird stets von Hand geschrieben. Jeder Schreibfehler macht sie unbrauchbar. Die hebräische Bildung eines Thora-Schreibers muß also sehr groß sein. Mütterlicherseits entstammte Moses einer Rabbinerdynastie, die sich bis in das Mittelalter verfolgen läßt. In seinem Vaterhaus sprach Moses nicht Deutsch, sondern das damals in Deutschland übliche Jiddisch, das mit hebräischen Buchstaben geschrieben wurde. Die deutsche Sprache und die deutsche wie auch die lateinische Schrift hatte Moses sich selbst beigebracht. Er war auch in allen kulturellen Dingen Autodidakt. Alle seine deutschen Äußerungen sind von Anbeginn an fehlerlos. Aber sie sind nicht nur fehlerlos, sondern sie sind klassisch. Der fehlende Bildungsgang wird nicht sichtbar. Auch seine Schrift unterscheidet sich nicht von der Schrift anderer Intellektueller. Sein Freund Lessing schreibt ähnlich. Mendelssohns Schrift hat ein ganz klein wenig die Züge der damaligen Geschäftsschrift. Beim Vergleich mit der Schrift von Veit erkennt man aber in seiner Schrift das vorherrschend Geistige.

Da Mendelssohn für sich schrieb, unterstrich er das für ihn wichtige. Und da ihm vieles wichtig war, nehmen die Unterstreichungen kein Ende. Das Problem der Willensfreiheit zwischen zwei Organza-Bestellungen. So war dieser Mann. Einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit und der Wortführer des deutschen Judentums am Beginn der Emanzipation.

## VI

Nun kommt ein sehr unordentlicher Brief. Ein «billet» von wenigen Zeilen (Abb. 9). Die Oberkante des Papiers ist, kaum sichtbar, mit Goldschnitt versehen. Die Schrift ist eilig, flüchtig, blaß, wie hingefetzt. Deutsch und Französisch wechseln einander ab: «J'ai l'honneur de referiren, que je me porte à merveille que j'ai dormie comme un Rat, et que je vais me stürtzen in dampfende Bäder. Venez si cela Vous convient ainsi entre Midy et une heure. Nous irons alors ensemble chez la Radziwil. Voici les Mousselines en question, je n'en sais pas le prix, aber...[unleserlich]. Je suis dero ergebenste Base und Adoratia Luise.

Der Gottvergessene war recht vergessen gestern.»

Die Schreiberin ist Luise, Königin von Preußen, Frau des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Adressatin ist die Großfürstin Anna Pawlowna, Schwägerin des Zaren Alexander I. Sie stammte aus deutschem Hause. Die beiden Frauen waren befreundet. Das Billet trägt weder ein Datum noch eine Ortsangabe. Das wäre auch überflüssig gewesen. Die «Radziwil» ist eine Nichte von Friedrich dem Großen: Prinzessin Luise von Preußen (1770-1836), seit 1796 mit Fürst Anton Radziwill verheiratet. Die Familie Radziwill war der preußische Zweig einer sehr begüterten Magnatenfamilie in Polen. Von «der Radziwil» stammen ergiebige Memoiren über den preußischen Hof ihrer Zeit. Da sich die Frauen Sommerstoffe aus Mousseline ansehen wollen, und da sie gemeinsam «die Radziwil» aufsuchen werden, und da die Zeilen heiter und unbeschwert sind, darf man annehmen, daß dieses Billet vor 1806 geschrieben ist, daß es Sommer war, und daß die Beteiligten sich in Berlin befanden.

Luise war zwar eine Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, aber wegen des frühen Todes ihrer Mutter bei ihrer Großmutter in Darmstadt erzogen worden. Der Darmstädter Hof war eine kleine Rokoko-Residenz. Luise ist eine späte Figur des Rokoko. Sie ist bildhübsch, hat eine blendende Linie, ist klug, charmant und voller Witz. An diesem Morgen geht es um die Sommergarderobe. Auf das dampfende Bad will sie nicht verzichten. Sie will sich aber mit Anna verabreden. Da wirft sie ein paar Zeilen hin. Die Feder jagt über das Papier.

Aber sie nimmt sich Zeit für das Ballspiel mit den beiden Sprachen. Und natürlich auch für den Hofklatsch. Der «Gottvergessene» ist wahrscheinlich Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Bruder der «Radziwil» und Neffe des großen Königs. Er machte eine Zeitlang der Königin Luise den Hoß Sie war aber nicht die einzige.

Das Spielen mit den Sprachen – deren Orthographie sie gleichmäßig schlecht beherrscht – macht ihr ein großes Vergnügen. Als Kronprinzessin schrieb sie ihrem Mann ins Feld (einige Reitstunden weit entfernt, vor Mainz):

«Tout en mangeant des Kirschen bien schwarz und bonnes, je prends la plume pour vous dire que j'ai parfaitement bien geschlaffen.»

Ein andermal schreibt sie ihm:

«Adieu Altesse Royale de mon cœur... ich muß fort in Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alte Großmäme.»

Das war Darmstädter Dialekt, ihr als Prinzessin streng verboten und deshalb besonders lieb.

Im Jahre 1808 war sie zu einem Staatsbesuch in St. Petersburg gewesen. Dortsprach man natürlich Französisch, aber von der Dienerschaft hatte sie etwas Russisch abgehört. Vor einem Besuch bei ihrem Vater in Strelitz kündigte sie sich bei ihm an:

«Lieber Päp, ich bin tull und varucky...» Und einen Monat später war sie tot.

Sie war eine leidenschaftliche Briefschreiberin, wie viele ihrer Zeitgenossen. Wir haben kein Recht zu fragen, was denn diese Menschen sich zu jeder Tages- und Nachtzeit zu erzählen hatten. Heute wird das telephonisch erledigt. Und die Nachwelt hat nichts davon. Das ist gut so. Luises Briefe füllen Bände. Es ist durchaus nicht immer Hofgeschwätz.

Nach der Katastrophe von 1806 schreibt sie lange politische Memoranden. Aber auch im tiefsten Frieden hatte sie mehr zu sagen, als daß sie gut geschlafen habe. Am 23. August 1801 schreibt sie an die Oberhofdame Gräfin Voss:

«... Und wir, wir haben die Erklärungen zu den Karikaturen von Howgard [sie meint Hogarth] durch Lichtenburg [sie meint Lichtenberg] gelesen, die Delbrück [der Erzieher ihres ältesten Sohnes] uns gebracht hat. Das ist nicht der selbe Lichtenburg von... [unleserlich], der in der guten und lieben Stadt Berlin lebt, sondern das ist einer, der mehr Geist unter dem Nagel seines kleinen Fingers hatte, als ich in meinem ganzen Körper und in meinem Kopf.» Ein sehr selbständiges Urteil. Ihre Schrift ist dort viel energischer als auf dem Billet, denn sie nimmt sich Zeit. Ihre Schrift vermittelt den Eindruck der Schnelligkeit und der Großzügigkeit. Sie macht dort zwei Striche unter ihrem Namen. Sie weiß, wer sie ist.

Bald war es aus mit der Idylle von Schloß Paretz in der Mark, wo sie mit ihrem Mann ein einfaches Leben führte. Napoleon verwandelte die Landkarte Europas. Preußen verlor den leichtsinnig eingehandelten Krieg und den größten Teil seiner Gebiete. Die königliche Familie mußte bis zur russischen Grenze flüchten. Im Juli 1807 kapituliert der glücklose und auch unfähige König in Tilsit vor Napoleon. Luise war gebeten worden, von Memel nach Tilsit zu kommen, um Napoleon zu erweichen. Sie erbat von ihm einige Provinzen. Napoleon blieb hart: «Vous demandez beaucoup. Mais je vous promets d'y songer.» Natürlich dachte er nicht daran, auch nur einen Fußbreit nachzugeben. Alle Zeugen sind sich einig, daß Luise hinreißend aussah. Der verläßlichste Zeuge ist jedoch Napoleon selbst. Er schrieb an die Kaiserin Josephine: «Die Königin von Preußen ist wirklich bezaubernd, sie <sup>ist</sup> voller Koketterie zu mir. Aber sei ja nicht eifersüchtig, ich bin eine Wachsleinwand, an der alles nur abgleiten kann...» Luise weiß sofort, daß Napoleon nur mit ihr gespielt hat. Sie wirft ihm zum Abschied ins Gesicht: «Sire, vous m'avez cruellement trompé.»

Zar Alexander I., damals ein strahlender junger Gott, verfehlte nicht, auf Luise einen tiefen Eindruck zu machen. Sie betet ihn an.

Die Königin und der König sind im Winter 1808/09 fast einen Monat zu einem Staatsbesuch in St. Petersburg. Jeden Tag ist ein großes Diner. Der Zar sitzt regelmäßig zwischen der Zarin und seiner Maitresse, der Fürstin Narischkin. Luises Romanze ist zu Ende. Die Entfaltung einer geradezu asiatischen Pracht, die Überfütterung mit Genüssen aller Art und die körperlichen Strapazen der Bälle sind zuviel für Luise. Sie ist am Beginn ihrer neunten und letzten Schwangerschaft. Die Halsschmerzen verließen sie nie. Sie schläft zu wenig. Sie schreibt in das Tagebuch: «nach dem Essen noch Ball. Um drei Uhr zu Bett. Abgehetzt, hundsmüde, zu nichts mehr fähig.» Die seelische Verwundung durch das Verhalten des Zaren mag ein übriges getan haben. Für sie war es eine einzige Tortur. Um so bedrückender liest sich die Überschrift ihres Petersburger Tagebuchs «Für alle, die ich liebe.» Im Sommer 1810 stirbt sie mit nur 34 Jahren an einer Lungenembolie. Noch auf dem Totenbett bewahrt sie ihre Haltung. Zu ihrem Mann sagt sie: «Mach mir nicht so eine Szene, und bedauere mich nicht, sonst sterbe ich.» Kurz darauf verschied sie.

Der preußische Oberlehrer hat aus ihrem Leben und Leiden eine patriotische Legende gemacht. Sie wurde zur nationalen Heldin emporstilisiert. Sie war es nicht. Aber sie war sicherlich die charmanteste preußische Königin. Man kann sogar sagen, ohne einer der königlichen Frauen zu nahe zu treten, daß sie die einzige Königin in Preußen war, deren Anmut und Liebreiz sie zu einem Abgott ihres Volkes machte. Und unter den königlichen und nichtköniglichen Briefschreiberinnen ihres Jahrhunderts war sie eine der menschlichsten und liebenswertesten.

Im Mausoleum des Schlosses Charlottenburg in Berlin vergeht kaum ein Tag, an dem nicht auch heute noch, nach bald zwei Jahrhunderten, frische Blumen auf ihrem Sarkophag lägen. Für den Leser ihrer Briefe ist es schwer, sich nicht in sie zu vernarren. Er befindet sich dabei in der Gesellschaft erlauchtester Namen. Kurz vor der Petersburger Reise hatte Luise ihrem Vater einen langen Brief geschrieben. Sie war sich über die Gründe des Zusammenbruchs klar: «Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen.» Dann berichtet sie über ihre Kinder. Von ihrem zweiten Sohn, Wilhelm, schreibt sie: «er wird... wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm. Nur wird er, so glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin immer noch in meinen Mann verliebt.» Nach den Bildnissen möchte man meinen, daß Luise sich hier verguckt hat, was Verliebte gerne tun.

Wilhelm wurde als Wilhelm I. nach seinem älteren Bruder, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen und 1871 Deutscher Kaiser. Er war eine große, schlanke Erscheinung. Ein fescher Backenbart verlieh seinem Gesicht eine vorteilhafte Umrahmung. Er hatte das Glück und das Unglück, den größten Staatsmann seiner Zeit, Bismarck, zur Seite zu haben. Er starb mit fast 91 Jahren. Er machte die Beschreibung seiner Mutter wahr. Aber er brachte noch etwas mehr mit: Herzensvornehmheit und den Charme seiner Mutter.

Im Jahre 1866 schlug Preußen den Widersacher Österreich militärisch und politisch. Preußen war nun zur stärksten Macht in Deutschland geworden. Die Staaten, die sich nicht rechtzeitig Preußen angeschlossen hatten, wurden kurzweg annektiert: Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau, Hannover und die Freie Reichsstadt Frankfurt. Überall gab es finanzielle Auseinandersetzungen. In Frankfurt übernahm Preußen das «staatliche» Vermögen, vor allem die Eisenbahnen, und beließ das städtische Vermögen der Stadt. Drei Jahre lang wurde über die Entschädigung für die Eisenbahn verhandelt. Man glaubte, auf der Basis von 2 Millionen Gulden Land zu sehen. Plötzlich verlangte die Stadtverordnetenversammlung

eine weitere Million. Man war nämlich des Glaubens, daß Preußen den größeren Teil der Kriegskontribution von 5½ Millionen Gulden wieder herauszahlen müsse. Der preußische Finanzminister von der Heydt, früher Bankier in Elberfeld, lehnte brüsk ab. Das kam dem König zu Ohren. Er wurde von allen Seiten angegangen. Vornehm, wie er war, wollte er nicht auf sich den Vorwurf sitzen lassen, Preußen sei knickerig. Kurz entschlossen wandte er sich an seinen Bankier, die dritte Million als Kredit auf sein Hausvermögen aufzunehmen. Ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.

Er war ein schlichter Mann. Am liebsten schlief er auf einem Feldbett. Er war ein Preuße durch und durch und wollte von den imperialen Ambitionen seines Kanzlers nichts wissen. Am Tage der Kaiserkrönung in Versailles (18. Januar 1871) schrieb er an die künftige Kaiserin: «Ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen Tagen war... vor allem über den

## ABBILDUNGSLEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

6 Königin Luise von Preußen (1776–1810). Gemäldt (1802) von Joseph Grassi; vgl. dazu den Beitrag von Peter Sulzer auf S. 107ff.

7 Großfürstin Anna Pawlowna von Rußland, geborent Prinzessin Juliane von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1781–1860). Radierung nach einem Gemälde von H. Brenner.

8 Die im Billet der Königin Luise erwähnte Fürstin Luise Radziwill war die Mutter der Prinzessin Elisa Radziwill (1803–1834), der Jugendgeliebten des späteren Kaisers Wilhelm I., deren Briefe 1911 in einer hübschen Ausgabe veröffentlicht worden sind.

9 Billet der Königin Luise von Preußen (vgl.S. 95f.).
10 Kaiser Wilhelm I. Radierung von Karl StaufferBern (1857–1891): «Es ist eine verdammte Arbeil,
ich habe den ganzen Kaiser neu angefangen, beim Abschleifen viel gelernt und hoffe das gelernte jetzt verwerthen zu können. Ich schleife ihn wieder ab, wenn
er nicht wird» (aus einem Brief vom Weihnachtstag
1886).

Bildnachweis: 1, 2, 4, 7: Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich; 6: Hohenzollern-Jahrbuch 9, 1905, bei S.144; 10: Graphische Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich.







1. S. S. la Grande Ducherse Some.

La i min, Elm (min hour) of wir then mymbringle brogen D. Bratia 25,3 Ji Chana de resperien pou je me polic à moraide jus jus servirs com un Ret, et qui je vai me plus in danglaise toileur luis interfer comme plus note thisy et aux heu. Pour viou doi energe, ets, e Mur aforth agreedy four report and represent me of Jasjini , Vois le Mounelines en queton , ti



21-24 blister

Dritte Seite des Briefes von Kaiser Wilhelm I. an eine unbekannte Adressatin (1877).

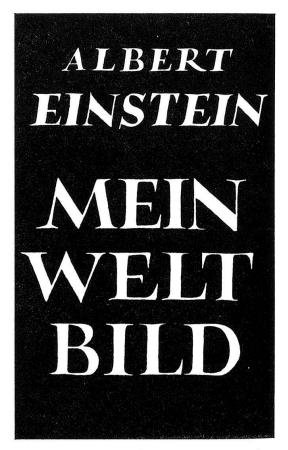
Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen.» In der Schule lernte man, dieser Tag sei auch die Krönung seines Lebens gewesen. Er wollte gar nicht Deutscher Kaiser werden. Bismarck zwang ihn dazu, wie zu vielem anderen auch.

Die Kaiserin Augusta war eine Weimarer Prinzessin. Sie war eine erbitterte Feindin von Bismarck, liberal und katholikenfreundlich. Die Ehe war auch aus anderen Gründen nicht glücklich. Wilhelm wollte nicht sie heiraten, sondern seine Jugendfreundin Elisa von Radziwill (eine Tochter der «Radziwil» im Billet der Königin Luise). Sechs Jahre kämpfte er um sie. Die Regierung widersetzte sich mit allen Mitteln, weil Elisa nicht ebenbürtig war. Selbst die Adoption durch ein Mitglied der Familie Hohenzollern wurde nicht anerkannt: sie könne das Blut nicht ersetzen. Eine erzwungene Ehe steht unter keinem guten Vorzeichen. Nachdem Elisa 1834 gestorben war, ging Wilhelm seine Wege. Noch als Achtzigjähriger (1877) schreibt er aus Baden einer Unbekannten, mit der ihn schon längere Zeit zarte Bande knüpfen, einen Brief (Abb. S. 103). Ergreifend, wie der einsame alte Mann um ein Treffen bittet. Die liegende, schnelle und energische Schrift hat sich nicht verändert. Die Aufund Abschwünge der Anfangs- und Endbuchstaben sind fast die gleichen, nur der Elan ist nicht mehr der gleiche. Die Girlanden unter und um den Namenszug sind gleichmäßiger und ausgeglichener. «In banger Erwartung.» Man ist achtzig. Niemand glaubt es ihm.

### VIII

Manche glauben, die Handschrift eines Genies müsse genial oder mindestens genialisch sein. Sie irren: aus der Handschrift der meisten Genies ist das Geniale nur ganz selten herauszulesen. So bei Albert Einstein.

Einstein schrieb in den dreißiger Jahren ein Manuskript: «Wie ich die Welt sehe.» Er änderte den Titel ab: «Wie ich in die Welt sehe.» Der Querido-Verlag in Amster-



Umschlag der Originalbroschur der Erstausgabe (Querido Verlag, Amsterdam 1934).

dam hat das Manuskript 1934 in seinem Sammelband «Mein Weltbild» veröffentlicht. Es umfaßt fünf Seiten, von denen die erste Seite hier wiedergegeben wird (Abb. S. 105).

Einsteins Handschrift hat sich im Laufe seines Lebens kaum verändert. Der Text ist für jeden lesbar. Das gerade will Einstein. Er will um keinen Preis mit seiner Schrift Eindruck machen. Auch nicht mit seiner Unter-

A. Zinstein

schrift, die oft so viele unerfüllte Träume enthüllt. Die Größe einer Unterschrift und der Grad ihrer Kompliziertheit stehen stets im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung des Schreibers.

# Whe selfdie Welt sehe.

Wie merkwirelig ist olde Tatuation von uns Erdenkondern tir einen kurgen Besuch ist jeder da. Er weiss uselet wofier, whir unuchmal glandt er's zu fühlen. Von einem Standpunkt des toglichen Albens ohne triefere Reflettion wass man aber: Man ist de für die andern Menschen- zunächst für diejentigen, van deren Löscheln und Wahlsein das eigene Glitch völlig whenyog ist, dam abor unch für dae vielen Ungekannten, mit deren Gehickseel uns ein Band des Mitfühlens verkettet. Teden ay denke ich myshlige Male duran, dass mein äusseres und inneres Leben auf der Arbeit der jetzigen und der sehon verstorbenen Newscher beacht, dass ich mich unstrugen muss, um ger geben im glischen Auswass als ich empfengen habe und noch. empfenge. Tels habe des Bedistfuis nach Gemigsemkest und fible en als das Lewerstichen nehr als nitig von der Arbeit meiner Mitmenschen in Empfring zu wohnen zu beauspruchen, The socialen Klassen - Unterseliede empfinde ich als micht gericht fertigt mud letyters Endes als and Genelt bernhend. tuch glante ich, dass ein schlichtes und auspruchsloses imseres Leben fils jeden gut ist, fits Korper und Geist.

In Treibeit des Menselen in philosophischem Time gleube sich keineswegs. Jeder handelt micht mer meter sinsserem Twange rondern auch gemiss innerer Nothvendögkeit. Jehopenhauers Sprench; ein Mensele kann gwar them, was er will, aber micht wollen was er will, hat mich seit meiner Tregenst Erfüllt med tot mer beime Arblick und beim Erleiden der Hürten des Lebens immer ehre Trost gewesen und eine mersehöpfliche Guelle der Toler aug. First gewesen und eine mersehöpfliche Guelle der Toler aug. First Preverstreim mildert in wohlthwender Weise des leicht lähmend wirkende Verantwortungsgefühl und macht, dass wir ums selbst und sie andere micht geer zu ernst nehmen; es führt zu eine LebensAuffarsung, die auch besonders dem Henner seine Recht lässt.

Nach Tim vdve Zweck des eigenen Tuseins sowie des Faseins der Geretispfe itberhaupt zu fregen ist mir von einem objektiven Hondu

Der Text dieses Autographs von Albert Einstein ist in seinem Buch «Mein Weltbild» abgedruckt.

Wenn auch ein Physiker mit seinen mathematischen Gleichungen nur einen Bruchteil dessen mit der Hand schreibt, was ein Romanschriftsteller täglich zu leisten hat, so ist doch im Laufe seines Lebens die allgemeine Korrespondenz riesig angewachsen. auch als er weltberühmt wurde. Er war ein zutiesst religiöser Mensch. Schreiben war für ihn ein notwendiges Übel, zu dem er das Gerät verwendete, das ihm die Schule mitgegeben hatte. Schrift kann enthüllen, aber auch irreführen.



Albert Einstein (1879–1955). Die Porträtskizze von Hanni Bay (1885–1978) entstand während der Gründung der «Jewish Agency» in Zürich und wurde im «Volksrecht» Nr. 190 vom 15. August 1929 veröffentlicht.

Das Original ist verschollen.

Einstein ficht das nicht an. Er schreibt weiter so, als ob er gerade die Schule verlassen hätte. Es gibt keine Verschleifungen, keine Verknotungen, kein Auf- und Abschwellen des Drucks der Hand, keine Auf- und Abschwünge am Wortbeginn oder am Ende. Kein Buchstabe ist verformt. Nur der Abstrich des t wird manchmal nach oben gezogen und als Querstrich verlängert. Niemand würde angesichts dieser Schrift auf die Idee verfallen, daß hier jemand schreibt, der das Weltbild unseres Jahrtausends revolutionär verändert hat. Die Bescheidenheit dieses Menschen ist unendlich. Er war immer so – als er noch ein Student war, und

### IX

Mit dem Sammeln von Autographen fängt es an, mit dem Bücherlesen geht es weiter. Man liest von einem Buch zum anderen, von einer Zeit in die andere, durch das Große und Kleine Welttheater. Die Figuren der Weltgeschichte stehen auf, bewegen sich, öffnen ihren Mund und sprechen zu einem. Jahrhunderte scheinen überbrückt. Fast stellt sich das Gefühl der Indiskretion ein, wenn man Briefe liest, die nicht für einen bestimmt sind. Und je weiter man liest, desto mehr gerät man ins Erstaunen. Goethe sagt («Parabase»): «... Zum Erstaunen bin ich da.»